17. Oktober 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 236

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(39. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Sie war so einsam, die kleine Anna. Und in ihrer Einsamkeit packte sie der Gedanke an Lisa Kähl. Auch sie hatten all die Glücklichen verlassen. Auch zu ihr fanden Ruth und Christof nicht den Weg. So wollte sie ihn finden, trotzdem er ihr nicht leicht wurde. In ihren Gedanken stand Lisa noch immer zwischen ihr und Hermann. Er war in Oberstdorf gewesen Lisas wegen; das war ihr klar; davon hatten auch alle Gegenreden Ruths sie nicht abgebracht.

Und dennoch ging sie.

„Ja, das gnädige Fräulein ist oben," meldete das Hausmädchen.

Anna stieg die Treppe hinauf; sie kannte ja den Weg seit Kindertagen. Aber das Herz klopfte ihr nun doch.

„Du, Anna," sagte Lisa, „du kommst?" Sie warf den Kopf zurück und schüttelte das kurzgeschnittene dunkle Haar. „Also bemüht sich doch wenigstens einer von euch."

„Sei nicht böse, Lisa."

„Es ist nicht leicht, euch nicht böse zu sein."

„Es war so viel Trubel im Haus."

„Nicht einmal angerufen habt ihr. Ruth nicht, Carla nicht, du nicht. Eine gedruckte Anzeige schickt ihr der Freundin ins Haus. Von Dienstboten muß ich es erfahren. Ihr sollt euch was schämen alle miteinander."

Ganz klein wurde Anna, sie konnte nichts erwidern, nichts entschuldigen. „Du hast ja recht, Lisa. Ich bitte dich ja auch für die andern um Verzeihung."

Da gab ihr Lisa endlich die Hand.

Und dann saßen sie friedfertig beieinander, und Anna mußte erzählen. Von der Verlobung vor allem und wie es denn gekommen wäre. Ein paar Spitzen konnte sich Lisa doch nicht ersparen. „So, in Golmitz hat es schon angefangen? In Oberstdorf habe ich noch nichts davon gemerkt. Da war der gute Christof noch ganz in festen Händen bei Claire. Ueberdies nicht sehr geschmackvoll. Es hat dann ja auch bald genug gekracht."

Plötzlich fragte sie: „Was macht denn eigentlich Hermann?"

Nun wurde Anna rot bis unter die Haarwurzeln, sie fühlte, wie ihr das Blut zu Kopf stieg. Schnell sprach sie: „Hermann hat furchtbar viel zu tun. Er leitet den Neubau in den Zimmerwerken; das wirst du wohl wissen. Ich habe überdies auch die Pläne zu euerm Bayernhof gesehen. Er hat sie mir gezeigt."

Jetzt hatte Lisa ein kleines spitzes Lächeln. „So, so, er hat sie dir gezeigt. Er hat dir wohl auch die andern, die neuen Pläne gezeigt."

„Ja, natürlich."

„Sieh mal einer an." Sie nickte ein paarmal und sah Aenne scharf an. „Hör mal, Aenne, du kannst mir ja nicht in die Augen sehen. Du wirst ja puterrot. Bist du jetzt dran? Bist du die dritte im Bunde? Erst Carla, dann ich und nun du? Hast du dir auch die Flügel verbrannt bei Hermann?"

„Was soll das heißen, Lisa!" Sehr energisch klang es nicht.

Wieder lachte Lisa. „Aenne, Aenne. Ich warne Neugierige. Das ist eine harte Nuß mit Hermann. Ich habe auch einmal daran geknackt, wenn ich mir auch keinen Zahn ausgebissen habe. Du brauchst keine Angst mehr zu haben, ich bin jetzt außer Konkurrenz. Ich gönne ihn dir, Aenne. Vielleicht bist du die Richtige. Aber festhalten mußt du ihn, wenn du ihn einmal hast, sag ich dir." Und dann, als Anna Falkenberg nichts erwiderte, fuhr sie fort: „Komm her, Aenne, du sollst einen Versöhnungskuß haben. Wir sind schon putzige Leutchen hier in der Josephinenstraße."

XII.

An den Abend mit Anna mußte Lisa noch oft denken. Es war wirklich der Anfang eines Wiederfindens der alten Freundschaft gewesen. Ruth und Christof hatte das Gewissen geschlagen, als Anna von ihrem Besuch bei Lisa erzählte; da waren auch sie ins Kählsche Haus gegangen, hatten sogar den alten Herrn drüben angetroffen und ihre ganze frohe Stimmung in die sonst so stillen Wände getragen. Und auch Hermann hatte sich losgerissen von seiner Arbeit; er hatte Conrad Kähl im Union aufgesucht und lange mit ihm über den Bayernhof beratschlagt, hatte sich sogar das Versprechen abnehmen lassen, daß er im April auf ein paar Tage mit Conrad Kähl nach Oberstdorf fahren würde, um noch einmal mit dem Münchener Architekten an Ort und Stelle alles durchzusprechen. Vor April konnte man in Oberstdorf ja nicht an Bauen denken, und draußen in den Zimmer-Werken war man dann wohl schon so weit, daß Hermann auf kurze Zeit abkömmlich war.

Es kam aber alles anders. Margot Kähl war so froh gewesen, daß ihre Unterredung den Schwiegervater so aufgerichtet hatte, daß er scheinbar seine alte Spannkraft wiedergefunden. Und nun kam plötzlich, ganz plötzlich das Furchtbare. Ein paarmal hatte er wohl wieder geklagt. Zu ihr und auch zu Lisa. Aber nicht schwer. Nicht ernst. Er hatte auf das nasse, feuchtkalte Novemberwetter gescholten. „Da will das olle Herz nie recht," hatte er gesagt. „Laßt es erst ordentlich kalt werden, dann ist es wieder gut."

Aber ehe es kalt wurde, fanden sie ihn eines Vormittags in seinem Privatkontor. Er saß auf seinem Schreibtischstuhl vornübergesunken, den schönen weißhaarigen Kopf auf einem Stapel Briefen, die zur Unterschrift bereitlagen, die Feder verkrampft in der Hand.

Der Hotelarzt wurde gerufen. Sie betteten den leblosen Körper auf die Chaiselongue. Der Arzt konnte nur noch feststellen, was er auf den ersten Blick gesehen hatte: Tot. Herzschlag. Fünf Minuten vorher war Conrad Kähl noch durch das Vestibül und durch den Speisesaal gegangen, war wie immer stehen geblieben, hatte zu dem Kaiserbild in Admiralsuniform hinaufgesehen, hatte mit einigen Gästen gesprochen, hatte einen Kellner ermahnt. Und nun tot. In den Sielen gestorben.

Die Fahne des Unionhotels sank halbmast.

Das Telephon rief sie alle herbei: Fritz und Margot und Lisa. Sie standen da, stumm, still, ohne Begreifen. Zu plötzlich war es gekommen. Zu unerwartet. Bis Lisa neben dem Vater niederstürzte, aufschluchzend, aufschreiend. — —

Ganz Berlin nahm teil, ganz Deutschland, fast die ganze Welt.

Auf allen großen Hotels wehten die Fahnen halbmast: dem Toten zu Ehren. In allen Zeitungen standen Nachrufe. Von Amerika, von Japan, aus Kapstadt und aus Sidney kamen die Beileidskabel. Mit einemmal wurde allen klar, wer Conrad Kähl gewesen: der erste Fachmann auf seinem Gebiet, der Leiter großer Berufsverbände, der Vorsitzende in Vereinigungen des Gastgewerbes und in Aktiengesellschaften. Mit einemmal entrollte sich ein Arbeitsfeld, das weit über die Grenzen des Unionhotels hinausgeragt hatte und dessen Umfang wohl er, der Verstorbene, allein ganz ermessen hatte.

Auch die Josephinenstraße setzte die umflorten Fahnen halbmast.

In seinem Hause ruhte Conrad Kähl die drei Tage, die den Toten auf Erden Frist gegeben. Er ruhte unten im großen Speisezimmer zwischen schwarzen Tuchbahnen und Blumenbergen. Sie kamen alle zu seinem Sarge: die Falkenbergs, Großvater, Vater, Mutter und Kinder, und Axel Wrangel kam und führte seine alte Mutter am Arm, er hatte sie gerufen, und nun blieb sie drüben im Falkenberghaus, bis ihr Heim fertig war; er hatte sie gerufen, denn er hatte jetzt den Geist der Josephinenstraße begriffen, hatte gespürt, wie tief, wie echt die Trauer um den ihm Fremden dort war. Und Zimmers kamen, Paul und Lucie, Ruth und Hermann. Und Bretthauer schlich sich bis zur Tür und senkte tief den Kopf. Und das Eulchen kniete nieder und schluchzte.

Er hatte zu ihnen allen gehört, der Conrad Kähl, der Weißkopf. Jetzt wußten sie es mehr denn je.

Auf dem Friedhof der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Gemeinde oben in Westend trugen sie ihn zur letzten Ruhe. Die kleine romanische Friedhofskapelle faßte die Trauerversammlung nicht. Vor dem Rundtor drängten sich die Herren, hielten ihre hohen Hüte leicht gelüftet über den Köpfen; die Kreppschleier der Damen wehten. Von innen drangen gedämpfter Orgelton und Gesang heraus. „Wie sie so sanft ruhen — alle die Seligen“ und dann das herbe, schmerzliche, ewiggleiche: „Wenn ich einmal soll scheiden“. Dazwischen einige Worte des Geistlichen, wenn er innen die Stimme zu stärkerem Ton hob: „Pflicht — Treue — Liebe“. Und der bittere Duft der vielen sterbenden Blumen.

Auch Hermann stand draußen vor dem Tor. Er hatte sich nicht mit hineindrängen wollen in die kleine Halle. Er hatte den vielen Damen und den vielen alten Herren den Vortritt gelassen. Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen; so hatte er gelernt, so hielt er es.

Er stand und lauschte, haschte nach jedem Wort, nach jedem Ton. Jetzt war es ihm doch schmerzlich, daß er nicht hörte, was der Pfarrer dem Onkel Kähl als Geleit mitgab auf seinen letzten Weg, was er zum Trost fand für Lisa, für Margot und für Fritz. Ja, für Fritz besonders, für den Freund. Er hatte gesehen, wie stark der Tod des Vaters ihn gepackt hatte, er hatte ihn aufgesucht; im Unionhotel hatte er ihn gefunden, am Schreibtisch des alten Herrn, über einen Berg von Briefen und Papieren gebeugt. „Ich muß dir doch persönlich die Hand drücken, Fritz,“ hatte er gesagt und dann ein paar Phrasen: „vom schönen Tod — mitten aus der Arbeit abberufen — und wer auch so sterben könnte!“ Da hatte Fritz Kähl müde abgewinkt. „Er hätte nicht sterben brauchen. Abgearbeitet hat er sich, zu Tode gerackert. Jetzt weiß ich erst, was er schaffte, wie groß sein tägliches Pensum war. An Hilfe hat es ihm gefehlt. Ich — ich habe ihn schuften lassen, habe nur an mich gedacht, an die Arbeit, die mir Freude machte.“ Und es waren bitterste Selbstanklagen gefolgt . . . Ja, Fritz brauchte Trost, mehr als die andern, mehr auch als Lisa.

Drinnen wurde das Vater-Unser gebetet. Die Hände faltete Hermann, tief senkte er den Kopf. Und da empfand er in der frommen Aufwallung plötzlich eine brennende Einsamkeit, empfand, daß er hier unter lauter Fremden stand. Die Sehnsucht nach einem Menschen wurde in ihm wach, nach einer Hand, die er halten konnte bei diesem harten Gebet: „Dein Wille geschehe — Führe uns nicht in Versuchung — Vergib uns unsere Schuld — Erlöse uns von dem Uebel . . .“ hart, ernst wie Keulenschläge.

Die Menge drängte zurück und teilte sich. Der Sarg wurde vorübergetragen. Ein paar bunte Innungsfahnen mit Florstreifen senkten sich in dem Torbogen und richteten sich wieder auf. Der kalte Wind, der von Siemensstadt her über die Spree den Westender Hügel heraufblies, faßte in ihre Falten und blähte sie; sie wogten und schwankten. Dann kam der Geistliche mit umdüstertem Gesicht und den ruhigen Trauerschritten, die so hölzern und steif in dem langen wehenden Talar aussahen. Fritz dann, rechts von ihm Lisa, links Margot. Wie blaß Lisa war, wie schmal und klein sie wirkte in all dem Schwarz; das Gesicht so spitz und die Augen rot vom vielen Weinen. Arme Lisa. Fremde folgten; Gesichter, die Hermann irgendwo schon einmal gesehen, zu denen er aber Namen, Ort und Zeit nicht fand; richtig, das war ja Herr Friedel, Herr Friedel aus Oberstdorf, und das war der Herr Vollmöller aus dem Union, und das . . . und das . . . und das . . . Menschen, und wieder Menschen. Endlich Bekannte, Freunde: Falkenbergs. Der Graf und die Gräfin — Tante Beate — voran; dann Axel Wrangel mit Carla — Carla sehr gerade, sehr aufgerichtet, sehr groß, der Schleier deckte ihr Gesicht, aber das Weiß der Haut leuchtete doch durch das Gewebe, das strenge, herbe Profil zeichnete sich ab; klar waren ihre Augen, sie hatte wohl keine Tränen gefunden oder hatte sie niedergezwungen. Ruth stützte sich auf Christofs Arm, eng aneinander geschmiegt gingen die beiden, blaß und ernst, im gleichen Takt trafen ihre Füße den Boden; auf Christofs anderer Seite Anna, neben dem Brautpaar und doch allein, ganz für sich, tief verschleiert auch sie, tief gesenkt den Kopf, die kleine, schwarzbehandschuhte Hand drückte ein Taschentuch vor die Lippen, sein Weiß blinkte und das Weiß des Kreppstreifens, der über dem Blondhaar den schwarzen Hut einfaßte. Als sie an Hermann vorbeischritt, hob sie die Augen, sah ihn an und grüßte mit einem stillen Gruß.

Da gliederte er sich in den Zug ein.

Ein großer Kreis bildete sich um das Grab. Wieder sprach der Geistliche. Hart fielen die drei Hände voll Erde auf den Sarg. Die bunten Fahnen senkten sich. Irgendwo tönte von neuem Musik auf: „Jesus — meine Zuversicht . . .“

Hinter Anna stand Hermann. Er sah über sie hinweg zum Grabe, gelb und häßlich türmte sich der frisch ausgehobene märkische Sand, nur notdürftig deckten ihn die Blumen und Kränze zu. Es war nicht schön, hinzusehen. Der Wind stieß. Kalte Regentropfen mischten sich in ihn. Annas Schleier wehte, sie mußte den Kopf seitwärts neigen, so zerrten die Böen an ihm; und immer noch war das Gesicht tief gesenkt.

Vorwärts wurden sie gedrängt, dem Grabe zu, standen nebeneinander an der Grube und griffen auf die Schaufeln, die ihnen voll Erde zugereicht wurden. Drei Hände voll — das war der letzte Gruß. Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden.

Gemeinsam gingen sie zu den Geschwistern, zu Lisa und Fritz, um ihnen noch einmal die Hand zu drücken. Mit unendlich weicher Bewegung legte Anna ihre Hände auf Lisas Schultern, neigte sich und küßte die Jugendfreundin. Hermann sah es. Dann stand er vor Lisa. Ein wortloses Händereichen, leere Augen blickten ihn an, blickten an ihm vorbei. Es war wohl kein Erkennen.

Weiter wurde Hermann geschoben, einen Augenblick war er eingekeilt in die lange wartende Reihe. Von ferne sah er noch Anna, sie stand bei ihren Eltern — immer noch wehte und zerrte der Schleier, es schien, als ob die ganze Gestalt schwankte. Und dann sah Hermann nach der anderen Seite — zurück zum Grabe. Hingezogen wurde sein Blick: Da verbeugte sich jemand tief vor Lisa. Für Sekunden glaubte Hermann, daß er sich irre; aber schnell war es ihm klar, daß kein Zweifel möglich; er kannte dies blonde, aus der Stirn gestrichene, strähnige Haar, er erkannte das Gesicht: Felix Fechtner. Wie kam der hierher?

Hermann schaffte sich Platz, drängte sich durch. Er mußte den Freund sprechen. Er verfolgte ihn, ließ ihn nicht aus den Augen, bis er vor ihm stand.

(Fortsetzung folgt)

Irrende Liebe

Von Lothar Ring.

Die Nacht war lang und sternenhell. Aber die Freunde blieben länger beisammen, als es sonst der Fall gewesen war. Man hatte wieder über allerlei heitere und ernste Dinge geplaudert, und so war das Gespräch wie gewöhnlich beim Thema Liebe angelangt. Alle wußten irgend etwas zu berichten. Ein großes Erlebnis oder auch nur ein kleines Abenteuer. Nur einer blieb stumm. Ein Mann, dessen noch junges Antlitz die grauen Schläfen Lügen strafte. Er wollte nicht erzählen, aber man hatte doch allgemein das Gefühl, daß er etwas ganz Großes, Schweres erlebt haben mußte. Als die kleine Gesellschaft, vom freundlichen Hausherrn bis zur Gartenpforte geleitet, den Heimweg antrat und sich an der Wegkreuzung schließlich auflöste, traf es sich, daß der Schweigsame mit einem Freund zusammen nach Haus ging, den er lange Jahre nicht gesehen hatte. Als sie eine Weile nebeneinander gegangen waren, ergriff Peter das Wort:

„Du hast dich doch sehr verändert, Walter, ich hätte dich kaum wiedererkannt.“

„Es mag schon sein, es liegt auch viel zwischen dem Damals und Heute.“

„Und wie geht es Grete?“ wollte Peter wissen.

Dem andern gab es einen Ruck, und seine Miene zuckte schmerzlich. Dann seufzte er:

„Du weißt nicht . . .“

„Nicht das geringste.“

„. . . daß sie gestorben ist? In wenigen Tagen sind es genau zwei Jahre.“

Der andere blieb stehen.

„Ja, wie war denn das möglich? Dieses schöne, frische Geschöpf! Du hast sie doch so sehr geliebt.“

Der andere ließ den Kopf zu Boden hängen:

„Nicht genug, wenigstens nicht so sehr, als sie es verdient hat. Ich bin die Ursache ihres Todes.“

„Aber geh', das bildest du dir wohl nur ein.“

„Nein, nein, es ist so. Ich habe noch zu niemand davon gesprochen, aber jetzt, weil du danach gefragt hast, möchte ich es dir sagen. Es ist mir eine kleine Erleichterung, also hör' zu: Du weißt, daß ich mit Grete sehr glücklich verheiratet gewesen bin. Wenn wir auch keine Kinder gehabt haben, so waren wir doch fünf Jahre miteinander glücklich. Aber langsam ist dann doch etwas über mich gekommen, was man die Gewohnheit nennt. Du weißt, die Frauen wollen so etwas in der Liebe nicht, sie wollen immer fühlen, daß sie dem Mann begehrenswert erscheinen, irgendwie interessant, und ich war wahrscheinlich zu wenig aufmerksam.“

„Du hattest doch deine Arbeit,“ erwiderte Peter.

„Ja, ja, gewiß, aber deswegen hatte ich doch auch noch Grete, und ich durfte mich ihr gegenüber nicht so gehen lassen, wie es tatsächlich der Fall war. Sie hatte einfach aufgehört, für mich das große, einzige Erlebnis zu sein, sie war eine Frau, ich war nett, höflich zu ihr, aber ich habe ihr nicht jeden Tag Blumen gebracht, wie in den ersten Tagen unserer Ehe, so etwas spürt eine Frau. Sie hat zwar nichts gesagt, nur manchmal hat sie mich ein wenig verwundert, vielleicht auch ein bißchen vorwurfsvoll angesehen. Viel später erst habe ich alles begriffen, aber das alles war eben meine große Sünde, meine unverzeihliche Nachlässigkeit. Aber höre nur weiter an: Grete wollte wieder, daß unser Verhältnis genau so wäre, wie damals, unser Verhältnis in den ersten Tagen unseres jungen Glückes. Verstehst du das, Peter?“

„Gewiß kann ich das begreifen.“

„Und um dieses Ziel zu erreichen, griff sie nach einem Mittel, das viele Frauen wählen. Sie wollte mich eifersüchtig machen mit meinem Freund Ernst.“

„Unserm ehemaligen Regimentskameraden?“

„Ja, ja, eben den. Den sie immer den wilden Ernst genannt haben und der bei Frauen viel Glück gehabt hat.“

„Von dem habe ich nicht viel Gutes gehört,“ erwiderte Peter. „Er war als Don Juan bekannt, der die Frauen nahm, wie es ihm gerade möglich war, und dabei fast vor skrupellosen Mitteln nicht zurückscheute. Er soll ein böses Ende genommen haben. Ich habe gehört, daß er von einer Frau erschossen worden ist.“

„Ja, diese Frau ist Grete gewesen,“ erwiderte Walter.

„Grete?“

„Ja, Grete. Und ich bin schuld daran gewesen. Ich hatte ihr durch meine Nachlässigkeit Veranlassung gegeben, einen Flirt mit Ernst zu beginnen, um mich eifersüchtig zu machen. Es sollte erst nur ein Flirt bleiben, so wenigstens hat es Grete gewollt, aber dieser Ernst, dieser Teufel, der hat es verstanden, die Frauen zu behexen. Kein Mittel war ihm zu schlecht gewesen. Auch bei Grete ist es ihm gelungen. Als sie dann zu sich gekommen war und erkannt hatte, was mit ihr geschehen war, da war sie wie gebrochen. Ich habe sie kaum wiedererkannt, wollte erfahren, was los war, alles umsonst, sie hat nur geweint, immer wieder geweint und hat sich kaum fassen können. Und dann begannen langsam Gerüchte hinter ihr her zu schwirren. Ich selbst habe einmal

ein derartiges Wort aufgefangen und den Betreffenden scharf zur Rede gestellt. Er ist dann rasch ausgekniffen. Aber auch Grete mußte Aehnliches gehört haben, denn eines Tages erschien sie totenbleich bei mir, und sie sagte nur: „Ich muß jetzt zur Polizei gehen, ich habe nämlich Ernst erschossen.“ Ich war wie aus allen Wolken gefallen, habe das Ganze nicht begriffen, was sie mir alles gebeichtet hat. Sie hätte die Tat nicht begangen, wenn sich der Schurke nicht obendrein seiner Eroberung gerühmt hätte. Das war zu viel für sie gewesen. Ich machte ihr den Antrag, sofort zu fliehen, aber sie lehnte ab:

„Nein, bitte laß mich, ich bin nicht mehr traurig, da ich weiß, daß du mich doch noch lieb hast, und nun will ich gern sühnen, was ich verbrochen hab'“.

Ich eilte zum besten Anwalt und erzählte ihm das Ganze. Er gab mir gute Aussicht. Die Verhandlung erregte damals großes Aufsehen. Es wundert mich, daß du davon nichts gelesen hast.“

„Ich bin damals im Ausland gewesen,“ erklärte Peter.

„Schließlich wurde Grete freigesprochen,“ fuhr Walter fort, „aber es hat ihr nicht viel genützt. Ihre zarte Seele muß unter dem furchtbaren Erlebnis doch sehr gelitten haben. Ein Jahr später ist sie gestorben. Herzschlag hat der Arzt gesagt. Ich glaube, es war der Schatten des anderen, der sie getötet hat, denn ihre Hände waren ja niemals dazu geschaffen, zu morden, sondern Glück und Liebe zu spenden.“

Walter konnte nicht mehr weiter sprechen. Nun, da der Mond ein wenig hervorkam, erkannte Peter, wie eine Träne über die zerfurchte Wange seines Freundes rollte.

Kameradschaft im Krieg

Von Hans Heinrich Ehrler

Mit Erlaubnis des Verlages Albert Langen/Georg Müller in München entnehmen wir diesen Abschnitt dem eben erschienenen Buch des schwäbischen Dichters Hans Heinrich Ehrler: „Die drei Begegnungen des Baumeisters Wilhelm“, dessen Mittelstück eine der schönsten Offenbarungen des Kriegserlebnisses christlicher deutscher Menschen ist.

Krieg ist die grausigste Verdichtung der Vernichterin Zeit. Regiment, Bataillon und Kompanie erlitten Verluste. Sie waren wie Gebilde, woran immerwährende Zerbröckelungen geschahen von dauernd lauernder Heimtücke; und die entstandenen Löcher werden durch herbeigeschafftes Füllsel ebenso immerwährend ausgeglichen. Mit der Zeit mehren sich die Füllsel, indessen der Grundstoff schwindet. Schließlich erschreckt ein Wissender plötzlich, daß nur noch die Form des Gebildes da ist, der Inhalt ist spukhaft ausgetauscht und ein anderer.

So schmolz unheimlich vor Wilhelms Augen die vertraute Stamm-Mannschaft ein, von den jüngeren ausgerückten Offizieren waren außer ihm nur noch zwei da. Nachschub um Nachschub wurde in den Vorgang der ununterbrochenen Zersetzung und Erneuerung gezogen. Dennoch blieben es Regiment, Bataillon und Kompanie in unbegreiflicher Weise. So lange der Ersatz natürlich vor sich ging, kamen die Nachschübe aus derselben Heimat, brachten die selbe Luft, dasselbe Blut, dasselbe Heimweh mit. Bekannte, Verwandte, Brüder, ja Väter und Söhne traten in die Lücken. Ergriffen beobachtete Wilhelm, welche Kräfte dem Boden der Landsmannschaft innewohnten. Wie ein Brunnen war es, der von selber wieder volläuft.

Noch ein anderer Stoff mußte da sein, von dem das Gebilde zusammengehalten wurde als ein unzerstörbarer Körper. Manchmal konnte man ihn wohl schaurig fühlen, wenn die Truppe aus einem Sturm zerfetzt zurückkam und beim Appell die Schultern der Uebriggebliebenen einander suchten. Dann mußte ein dummes Gefühl hinuntergepreßt werden, daß es nicht ausbrach und die Männer überschwemmte.

Die Toten waren es, sie gehörten zur Kompanie, zum Bataillon, zum Regiment, machten, daß diese blieben, ihr Abgang mehrte den Bestand des unsichtbaren Körpers der Truppe. Sie zogen den Ersatz an, und wenn der Ersatz zu ihresgleichen geworden war, den nächsten Ersatz. Sie waren etwas wie ein geisterhaft abkommandierter, ins Ruhelager gegangener Teil, in bedeutsamen Stunden aber inmitten. Sie schoben die Verschonten zusammen, wenn der Tod immer wieder einen Griff voll hinüberholte in ihre gespenstisch wachsenden Glieder.

Man sprach nichts davon. Der Ausfall des Nebenmannes war tägliches Ding. Mit dem Tode aber war ein geheimes Abkommen getroffen, man tat, als ob man sich um den Herrn aller Gehirn- und Gedankenräume nichts kümmere, als ob er nichts gelte. Er ließ mit sich spaßen und blieb ernst.

Und das war der Grund, aus dem das rätselhafte Gebilde Kameradschaft wuchs, die wunderbare Verbindung und Verschwörung der Lebendigen, die einander gegen den Tod brauchten, welcher hinwiederum sie trug und umhielt.

Ein Sprossenfeld von Menschlichkeiten, großen wie kleinen, ward der Erdfleck, auf dem solch ein ausgehobenes Stück Heimat in die Fremde versetzt und an die Front angeheftet saß. Da in der verhexten Umwelt kam aus vielen heraus, was daheim nicht gekeimt hätte, Triebe und Begabungen, Echtfarbenes und Schillerndes, Gefieder aller Eigenarten. Diese Sehenswürdigkeiten taten untereinander ein Theater auf, auch irgendwie eine Bühne, worauf man sich gemeinsam inmitten des grauen Grauens hinwegtäuschte. Denn auch das Hinwegtäuschen war Sache der Kameradschaft und Schicksalstreue. Die im friedlichen Vaterland ausgestorbenen Figuren der Originale hielten im Feindesland Auferstehung.

Bedeutsam konnte man sehen, das magische Kriegsgeschöpf Kameradschaft bildete etwas wie eine Rasse und in ihr einen Mutterstoff, der später wohl einmal die Säure der Entzweiung in den Deutschen auszuscheiden bestimmt sein und zum Sauerteig der Einigung werden mochte.

Dies Zeichen bemerkte und bedachte Wilhelm und bewahrte es in sich. In die Kameradschaft war er so einverleibt, daß seine Mutter ihn hineingeboren zu haben schien. Er fiel gleichsam mit jedem, der fiel, und kam mit jedem Neuankömmling an. Das lief bis in die Träume hinunter, wo mehr und mehr seine Eigenwelt sich zurückzog und die Kompanie, ein Komplex der Aengste sich vorschob. Ihretwegen hockte der Alp auf ihm. Einmal lag er mit ihr unter der Sohle eines riesigen Stiefels, die eben herabklappte. Weil es nicht krachte, wachte der Erlöste auf.

Die Soldaten dienten ihm und liebten ihn. Er war durch Schweres hindurchgegangen. Sie wußten sachlich nichts davon und ehrten es. Keiner ahnte, daß diese unbedingte Zuverlässigkeit an ihrem Offizier aus der tiefsten Stunde eines entgegengesetzten Zustandes entwachsen war. Nichts geschah unter ihm, was nicht geschehen mußte. Was aber geschah, geschah ganz. Er war stark und gut.

Und sie sahen, er war allein. Das Schwere hatte ihn dazu gemacht. Mit Ausnahme des einzigen Weihnachtspaketes kam nichts an ihn aus der Heimat. So lag manchmal als Ersatz auf seinem Tisch im Unterstand von unbeobachteten Händen ein Leckerbissen, bei dessen Spender nachher manchmal ein Dank angebracht werden konnte, weil er den Mann heimlich schmunzeln sah.

Wilhelm, der Führer, wurde seiner Getreuen Berater, schrieb Briefe für sie, spielte Karten mit ihnen, das schaurig harmlose Spiel, das die tötende Zeit tötete. Es klopfte unausgesetzt durch die Front hin. Er erklärte die Zeitung, las aus Büchern vor, zeigte Bilderwerke der Kunst. Wenn im Ruhelager gesungen wurde, gebot er Schweigen, wartete eine kleine Weile und sagte langsam, einfach die bloßen Worte des Liedes: „Ich hatt' einen Kameraden . . .“

Jetzt war wieder Schweigen. Man hörte den Atem der Männer. Das Lied blieb mit den Worten gleichsam in der Luft vor ihnen da und konnte keinem vergehen. Sie hatten es gehört, ausgeschält aus der Melodie, herausgenommen, ein Wesen für sich, und sie getrauten sich nicht mehr, zu singen.

Fröhliche Ecke

„So zerstreut ist der Herr Professor, daß er jedesmal ‚Herein!‘ ruft, wenn er seine Pfeife ausklopft.“

Vermeintlicher Heiratsantrag.

„Ich verstehe nicht, daß Sie sich immer über Ihren Namen ärgern?“

„Möchten Sie denn Brathering heißen, Fräulein?“

„Ach, wie gerne, Herr Brathering!“

Die rauhe Wirklichkeit.

Der Maler: „Ich fühle, daß ich meiner Zeit hundert Jahre voraus bin!“

Der Hauswirt: „Das ist möglich, Herr Farblund, aber mit der Miete sind Sie noch sechs Monate zurück!“